

Wo stand das jetzt gerade noch?

Lesen wir mit Tablet und Smartphone anders als im gedruckten Buch? In dieser Frage hat jeder eine Meinung, kaum einer kann sie begründen. Gut, dass sie inzwischen gründlich erforscht wird.

Am Ende werde ich besser begreifen, wer ich, der Leser, bin.“ Im Nachsatz zu seiner „Geschichte des Lesens“ stellt sich Alberto Manguel die Lektüre eines imaginierten Buchs gleichen Namens vor. In ihm, phantasiert der kanadische Gelehrte argentinischer Abstammung nicht ohne einen Hauch Koketterie, werde er von den Bräuchen der Leser erfahren, „vom Wandel dieser Bräuche und den Metamorphosen, die sich an ihnen selbst vollzogen, weil sie das Geheimnis der Verwandlung toter Zeichen in lebendige Erinnerungen mit sich führten, wie einst die Zauberer“.

Vom Wandel, der das Publizieren und Lesen ergriffen hat, seit Manguels Buch 1996 im Original erschienen ist, konnte der Autor noch nichts wissen. Gerade einmal seit fünf Jahren war das World Wide Web damals tatsächlich weltweit verfügbar, selbstverständlicher Teil des Alltags war es noch nicht. Bis zur Idee, Bücher auch auf Mobiltelefonen lesbar zu machen, sollten noch sieben Jahre vergehen, über zehn bis zur Vorstellung von Amazons erstem Kindle und Apples erstem iPhone. Dass die technologischen Entwicklungen mit ihren Erfolgsgeschichten auch das Lesen und den Leser verändert haben, wird heute niemand bezweifeln. Wie man diese Entwicklungen beurteilt und was aus ihnen folgt, ist indes Gegenstand hitziger Debatten – aber auch umfassender Forschung.

Mehr als hundertfünfzig Wissenschaftler aus mehr als dreißig Ländern haben sich Ende 2014 zur Initiative E-Read zusammengeschlossen, um die Entwicklung des Lesens im Zeitalter der Digitalisierung interdisziplinär zu untersuchen. Unter ihnen finden sich Psychologen und Pädagogen, Neuro-, Sozial- und Kulturwissenschaftler. Ihre Fragestellungen sind so vielfältig wie ihre Vorgehensweisen.

Welchen Einfluss hat das Lesegerät auf unsere Fähigkeit, das Gelesene zu erinnern? Welchen darauf, sich ins Lesen auch vertiefen zu können? Oder sich in das Gelesene einzufühlen? Welche Unterschiede gibt es hier bei jüngeren und älteren, zwischen Leseanfängern und souveränen Lesern, zwischen Männern und Frauen, zwischen den sogenannten *digital natives* und *digital immigrants*? Wenn wir das Lesen als eine für unsere Zivilisation zentrale Technologie begreifen: Welche kognitiven, kulturellen und sozialen Implikationen hat dessen Digitalisierung? Wie behauptet sich das Lesen dabei gegen andere Kulturtechniken wie das Spielen, das Zuhören oder das Zuschauen? Neu sei deren Wettbewerb um die menschliche Aufmerksamkeit zwar nicht, stellen Anne Mangen und Adriaan van der Weel, die beiden Leiter der Forschungsinitiative, nüchtern fest, neu sei allerdings, dass dieser Wettbewerb auf einem einzelnen Feld ausgetragen werde: dem digitalen Bildschirm.

Dabei, sagt Anne Mangen, Professorin am Nationalen Zentrum für Leseforschung der Universität Stavanger in Norwegen und bis August Gast am Center for Cognitive Neuroscience der Freien Universität Berlin, könne es nicht darum gehen, das überlegene Medium für jegliche Lektüre zu bestimmen, unabhängig von den unterschiedlichen Leseanlässen, von individuellen Fähigkeiten und Bedürfnissen.

Die allgemeinen Vorteile von digitalen Lesegeräten sind nicht von der Hand zu weisen: ihre Speicherfähigkeit, die leichte Verfügbarkeit schier grenzenloser Textmengen, die Möglichkeit, die Größe der Buchstaben und die Helligkeit des Hintergrundes auf die eigenen Bedürfnisse abzustimmen. Wer in Texten sucht oder den Verweisen auf andere Texte direkt nachgehen will, wird die Vorteile des Bildschirmlesens schätzen. Sie beschränken sich allerdings nicht aufs wissenschaftliche Arbeiten, darauf weist die Kulturwissenschaftlerin Anezka Kuzmicova von der Universität in Stockholm hin: Leser könnten dank der Smartphones nicht nur jederzeit und überall mit ihrer Lektüre fortfahren, sie könnten sie auch ihren Bedürfnissen entsprechend vorschlagen lassen – stimungsmäßig, zeit- oder ortsabhängig. Sie selbst sei als Mutter zweier kleiner Kinder derzeit froh über multifunktionale Geräte, die sich mit einer Hand bedienen ließen. Das Lesen dicker Bücher werde für sie vorerst ein Luxus bleiben.

Andererseits hat das Lesen am Bildschirm auch seine Nachteile. In ihrem zwei Jahre alten Buch „Words On Screen“ fasst die Linguistin Naomi Baron den Forschungsstand so zusammen: Das Lesen gerade längerer Texte sei auf dem Bildschirm schwieriger, das vertiefte Lesen,

das Erinnern des Gelesenen, der persönliche Zugang und die emotionale Beteiligung fielen schwerer. Das Erinnerungsvermögen, erklärt der Niederländer Adriaan van der Weel, Buchwissenschaftler an der Universität Leiden, werde durch die physische Verortung des Gelesenen begünstigt: Wir verknüpfen bestimmte Textpassagen mit ihrer Position in einem konkreten Buch. Wenn wir beim Lesen scrollen oder auf demselben Gerät verschiedene Texte läsen, werde das verhindert.

Theresa Schilhab, Erziehungswissenschaftlerin an der Universität Aarhus, sieht diesen Verzicht auf physische Anker, der mit dem Gebrauch digitaler Multifunktionsgeräte einhergeht, in noch größerem Rahmen: Schon Babys würden mit iPads beruhigt, abgelenkt oder unterhalten und wendeten sich immer weniger der gegenständlichen, physischen Welt zu. Unsere unmittelbaren Erfahrungen nähmen ab. Das multimediale Füllhorn führe dazu, dass wir uns mit der wirklichen Welt immer weniger beschäftigten. „Ich möchte nicht nahelegen, dass diese Entwicklung ein Irrweg ist“, formuliert die Forscherin vorsichtig, „aber ich wäre froh, wenn wir uns ernsthafter mit den Folgen beschäftigen würden, die das für unser Lernen oder für unser Verständnis von der Welt haben könnte.“

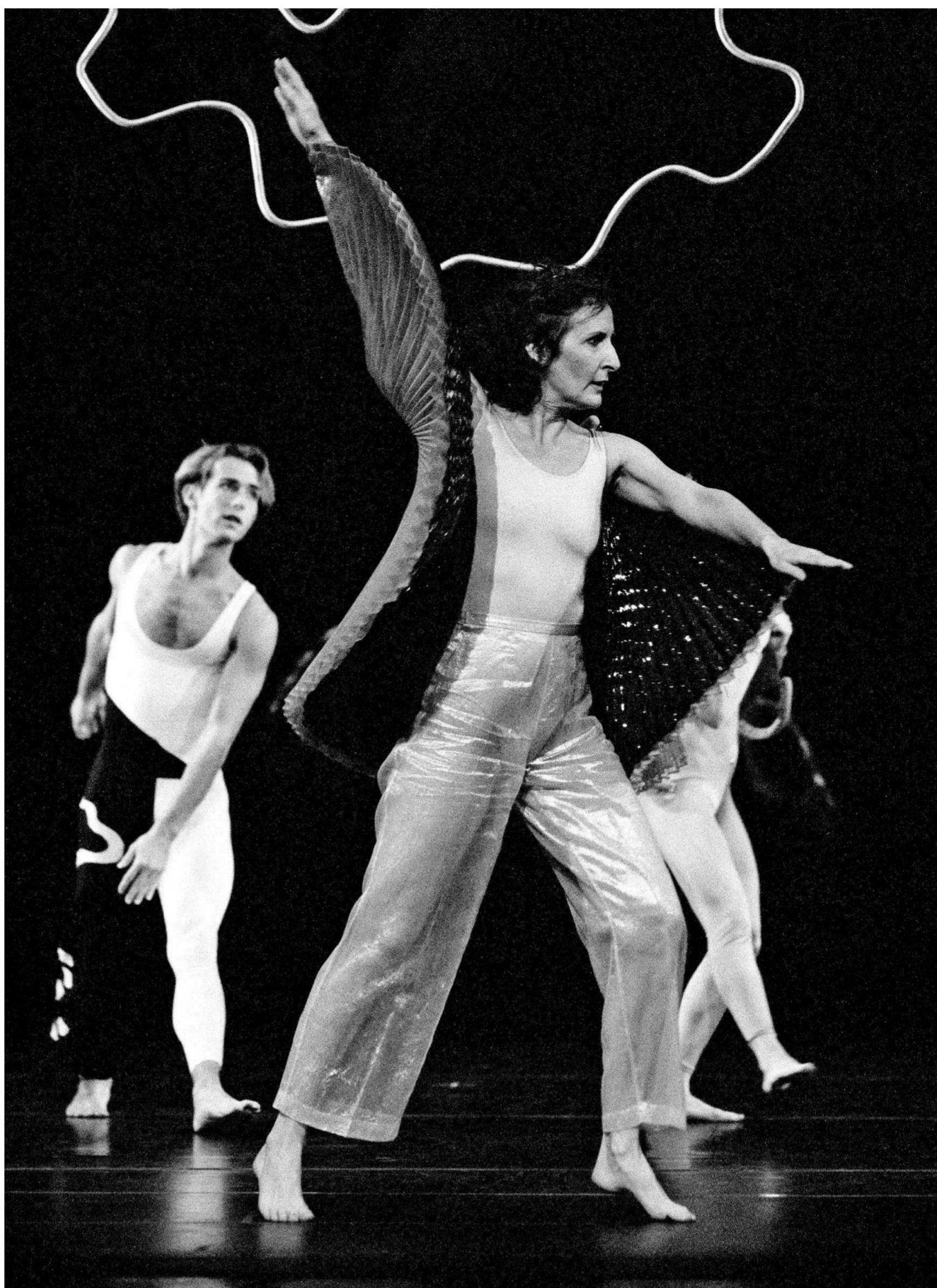
Selbstverständlich könne auf einem Tablet genauso eindringlich gelesen werden wie in einem Buch, stellt Adriaan van der Weel klar, es sei nur sehr viel weniger wahrscheinlich. Die Verbreitung von ausschließlich für das Lesen vorgesehenen digitalen Geräten wie dem Kindle oder dem Tolino halte sich in Grenzen. Und auf den Smartphones und Tablets konkurriere das Lesen mit der nächsten Whatsapp-Nachricht, einem Youtube-Clip oder dem raschen Blick in die Facebook-Timeline. Ablenkung sei ein Merkmal dieser Geräte, und es könne auch zum Merkmal von Texten werden, die eigens für diese Geräte entstanden seien. „Das Lesen hat Effekte, die wir nicht bewusst suchen, die aber beim Lesen gedruckter Texte gut zum Tragen kommen“, erläutert van der Weel: „Der Rückzug aus der sozialen Umwelt, die Anregung der Phantasie, die Entwicklung von Empathie, die Entwicklung und Verbesserung der Konzentrationsfähigkeit und der Disziplin, die Erweiterung des Wortschatzes oder abstraktes Denken. Wir werden sehen, inwieweit das Lesen am Bildschirm das ersetzen kann.“ Der Wissenschaft müsse es jetzt darum gehen, möglichst viele der unbeabsichtigten Effekte der Bildschirmtechnologie zu erkennen, um Vorhersagen treffen zu können, statt einfach abzuwarten, was passiert.

So ungesichert unser Wissen über die Auswirkungen der Technik notwendigerweise ist, so groß ist der – künstlich erzeugte – Druck, sich einzusetzen: Der Versuch von IT-Firmen, Einfluss auf politische Entscheidungsträger und den Bildungsmarkt zu nehmen, sei enorm, sagt van der Weel. Die Unternehmen böten ihre „Lösungen“ mit der unheimlichen Warnung an, man müsse gerade im Einsatz von Technologien auf der Höhe der Zeit bleiben, um nicht zurückzufallen. Ein Schreckgespenst: „Derzeit fehlt jede gesicherte Erkenntnis, dass digitales Lesen die Auswahl an Bildungswerkzeugen wirklich sinnvoll ergänzt.“

Im Gegenteil: Anezka Kuzmicova berichtet von einer Erhebung der Lesegewohnheiten von Studenten in sechs europäischen Ländern. Die Teilnehmer hätten angegeben, lieber mit gedruckten Büchern statt mit E-Books zu lernen, weil sie den Eindruck hätten, sich das Gelesene so besser merken zu können. Im Jahr 2012 hatte Anne Mangen mit Kollegen fünfzehn und sechzehn Jahre alte norwegische Schüler Texte auf Computerbildschirmen und gedruckten lesen lassen. Sie konnte ebenfalls feststellen, dass die Lektüre auf Papier das Verständnis der Texte erleichtert. Im selben Jahr hatten Rakfet Ackerman und Tirza Lauterman Studenten unter Zeitdruck gedruckte und auf Bildschirmen angezeigte Texte lesen lassen, um ihnen anschließend Verständnisfragen zu stellen. Auch dabei hatte sich gezeigt, dass die Probanden nach der Lektüre auf Papier den Text besser begriffen haben – allerdings nur unter Zeitdruck: Ohne Vorgaben ließ sich kein signifikanter Unterschied feststellen. Man müsste erforschen, sagt Anne Mangen, wie das vertiefte Lesen auf Bildschirmen erleichtert werden könnte, um sicherzustellen, dass auch junge und sich noch entwickelnde Leser die Fähigkeiten ausbilden, die für diese Art des Lesens nötig sind. Die Harvard-Professorin Maryanne Wolf spricht von „kognitiver Guld“, jener Millisekunde, die es zusätzlich braucht, um dichtere, komplexere, geistig und vielleicht auch emotional fordernde Texte zu lesen.

Was aber ist mit denen, die nichts anderes gewohnt sind als Bildschirme? Theresa Schilhab erzählt von Gesprächen mit sieben Jahre alten Schülern einer dänischen iPad-Schule, in der ohne Bücher gelernt wird. Nach ihren Lesegewohnheiten gefragt, berichten die Erstklässler, sie würden am liebsten in die Bücherei gehen, weil die Entscheidung, was sie lesen wollen, bei gedruckten Büchern viel einfacher sei. Und ihnen gefällt, wie leicht es dann geht, gleich mit dem Lesen anzufangen: Man muss ein solches Buch einfach nur aufschlagen! FRIDTJOF KÜCHEMANN

Feuilleton



Eine Avantgardistin des modernen Tanzes: Trisha Brown, 1989 bei einer Aufführung von „Lateral Pass“

Foto Sara Krulwich

Ihr seht, was ihr noch nie gesehen habt

Die Stille nach der Lebendigkeit: Zum Tod der großen Choreographin Trisha Brown

Die vorgestern im Alter von achtzig Jahren verstorbene Trisha Brown ließ dem Tanz umgekehrt widerfahren, was in der Geschichte von Pygmalion erzählt wird. Die Götter schenken dem Bildhauer nicht nur Talent zur Nachahmung des Schönen, sondern verwandeln sein gelungenstes Artefakt in ein lebendiges Menschenwesen. Brown hat diesen Mythos in die Postmoderne übertragen. Sie machte aus einer schönen Kunst lebendiger Menschen in einer Rückwärts-Vorwärts-Bewegung einen in endlosen mathematischen Figuren auf null zurückgerechneten choreographischen Moment des Nichts, der Leere, der Stille, des Bewegungsschweigens, auch der Banalität, aus dem heraus der Tanz, *mind you*, dann erst wieder eine neue, zeitgemäße Form annehmen konnte – eine, wie sie sagte, „mondäne“ Form.

2010 inszenierte Trisha Brown in Amsterdam als eine ihrer letzten Arbeiten einen Abend mit Jean-Philippe Rameau, „Hippolyte et Aricie“ und eben „Pygmalion“. Die Sänger lernten ihre subtilen, charmanten, manchmal idiosynkratischen Gesten und wurden zu Meistern natürlicher Bewegung, die Tänzer durchflügen den Bühnenhimmel an unsichtbaren Apparaturen befestigt und brachten auf ihre Weise Luft, Duftigkeit und das Paradoxe barocke Unmittelbarkeit auf die Szene. Am Ende ihrer Schaffensperiode zeigte sich Brown als vollendetes Genie. Sie konnte jede Musik in eine visuelle Ordnung verwandeln, so dass sie besser hörbar würde, so dass in der Inszenierung jenes Glücksgefühl, lebendig zu sein, sich über einen ganzen Abend erstreckte. Sie, die zunächst das Drama, die bedeutungs-

volle Geste, die Geschichte, das Gefühl, die Musik, die Virtuosität aus ihren Performances komplett verbannt hatte, ging dann immer neue pygmalionische Wege.

Patricia Ann Brown, diese sportliche, feminine, intellektuelle, witzige, diskrete Person von gutbürgerlicher amerikanischer Abstammung, sagte von sich, sie würde alles für einen guten Tanz tun: experimentieren, improvisieren, den Tänzern sagen, sie sollten sich vorstellen auszugehen wie Moleküle unter dem Mikroskop oder schlicht tricksen, – *whatever!* Erinnerter Improvisation war eines der Geheimnisse ihres choreographischen Stils, der so minutiös geplant wie spontan ausgeführt wirkt. Doch zunächst einmal suchte die bei Anna Halprin und Robert Dunn am Mills College in Oakland ausgebildete Tänzerin den Nullpunkt. Wie wäre es, in der Stille mit einem Besen auf die Bühne zu treten und zu fegen? *Watch me.* Schau wirklich hin, Zuschauer, hier siehst du das „hot bed of dance revolution“, wie sie sagte.

War das nun Tanz? Schließlich war es eine ausgebildete Tänzerin, die hier sinnlos legte. Immer hat man gesagt, sie habe sich danach so weit fortentwickelt mit ihrem Gebrauch der „Release-Technik“, ihrem eleganten, mit Gehen, Laufen, Springen, Drehen und Heben schon sehr weit kommenden alltagsbewegungshaften Stil, der einfach umwerfend schön aussieht. In Wahrheit aber verschwand die Radikalität der New Yorker Judson Church der sechziger Jahre und der „Grand Union“, die sie gründete, bevor 1970 die „Trisha Brown Dance Company“ als rein weibliche Formation begann, aus ihrer Arbeit nie.

Ihre ästhetische Verwandtschaft mit Merce Cunningham und John Cage ließ sie früh Fehler ihrer Tänzer, die ihr im Ergebnis gefielen, einfach in den Tanz integrieren, weil sie den Einlass des Zufalls als Kompositionsprinzip ebenfalls schätzte. Sie, die als Kind angelte und auf die Jagd ging in den Wäldern des Bundesstaates Washington und die sich Cunningham in der Liebe zum Regenwald verbunden wusste, ging im Leben auf die Jagd nach Bewegung, mit wissenschaftlicher Präzision und der Geduld einer auf der Lauer Liegenden.

Eine der spektakulärsten Beuten machte sie dabei an der Pariser Oper. Für „O Zlosony / O Composite“ schuf sie die spektakulärsten Heбungen, Körpergebilde unvorstellbarer Figurenkonstellationen und betrachtete den Spitzentanz als das, was er heute sein kann – ein athletisch-sachliches Instrument zur Vergrößerung der Bühnen- wie der Körperspannung. Das war 2004 – zusammen mit „Glacial Decoy“ in einem Bühnenbild von Robert Rauschenberg stellte dieser Abend im Palais Garnier ein Höhepunkt der Postmoderne dar. Brown, die mit Rauschenberg ein Leben lang befreundet war und sich seines Beifalls gewiss sein konnte, seitdem sie ihre Tänzer an Seilen von Häuserwänden hatte heruntertanzen lassen, wusste sich in Frankreich beliebt.

Einhundert Choreographien und sechs Operninszenierungen umfasst das Werkverzeichnis. Es ist damit nicht vollständig. 2002 offenbarte sie einem faszinoslos staunenden und in der Hitze des Tages fast vergehenden Festivalpublikum von Montpellier, wie sie einen verlassenen Flugzeughangar in ein Atelier und eine Bühne zugleich zu verwandeln wusste. Am Boden liegende große Papierbahnen bemalte sie, indem sie über sie hinwegtanzte, mit breiten Strichen schwarzer Farbe.

Lernen, herausfinden, sich widmen, sich hineinwerfen, davon sind ihre Stücke durchdrungen, von zwangloser, einschwingender, pulsierender Bewegungsanmutung. Ob Bach, Schubert, Monteverdi oder Laurie Anderson, oder wie in dem wundervollen „El Trilogy“ Jazzmusik, wozu sie die populären amerikanischen Tänze des frühen zwanzigsten Jahrhunderts brownish machte – ihre Tänze schienen zu sagen: Küss den Marmor, flieg durch die Lüfte, komm nicht heim ohne Beute. Trisha Brown hinterlässt uns große Schätze, sie war eine Jahrhunderterscheinung. WIEBKE HÜSTER

Gönn dir was!

Nehmen wir den Sparkassen-Marketing-Spruch „Gönn Dir ist einfach“ einen Moment lang für bare Münze und denken über Investitionsmöglichkeiten mit vielversprechendem Wertsteigerungspotential nach. Von einer satten Rendite („Gönn Dir hart“, würde der Rapper Why SL Bezy sagen) können in Zeiten sparerfreundlicher Zinspolitik freilich nur Spekulanträumen. Geld anlegen ist schließlich viel mehr als „nur eine bloße Finanzkalkulation“, heißt es bei sma.de, dem nach eigenen Angaben größten Kreditportal Deutschlands. „Geld anlegen kann auch Interesse, Hobby, Leidenschaft sein.“ Und: „Für was Sie Ihr Geld anlegen, bleibt dabei ganz Ihnen überlassen.“ Phantasie ist also gefragt, mit der das Kreditportal selbst allerdings wenig am Hut hat, weshalb es seinen Kunden Aktien, Fonds und sichere Staatsanleihen (die renditemäßig so schlapp drauf sind wie ein Sparbuch) empfiehlt. Bleibt die Frage, welche Anlagestrategie man stattdessen verfolgen soll. Immobilien in ostdeutschen Großstädten kaufen? In Kautschuk, japanische Koi-Karpfen, Kunst oder edle Rennpferde investieren? In Wein und Whisky? Oldtimer? Sich gar ägyptische Staatsanleihen sichern? Mit dem Land soll es ja angeblich wieder steil bergauf gehen, nachdem die dortigen Expats noch vor wenigen Monaten das Fehlen von Philadelphia-Streichkäse und Barilla-Nudeln in Supermärkten beklagen mussten. Lauter kleinkarierte Ideen, würde einem der Banker antworten, der mit einem Kollegen im „Warenhaus der guten Dinge“ in bester Frankfurter Innenstadtlage zu Mittag isst und sich genau darüber den Kopf zerbricht: Wo sind sie eigentlich abgeblieben, die guten Geschäfte? Er will sich von der einfalligen Masse abheben, indem er keine Geschäftsidee von vornherein ausschließt. Ganz im Sinne Warren Buffetts, der jenen, die reich werden wollen, empfiehlt: „Schließen Sie die Türen. Seien Sie ängstlich, wenn andere gierig sind. Und seien Sie gierig, wenn andere ängstlich sind.“ So gesehen, kann einem sogar eine Dokumentation über den Krieg in Syrien ein kaltes Glitzern in die Augen zaubern. Der Banker hat erst gestern eine gesehen und kommt darüber ins Schwärmen. All die zerbombten Städte! Flächen ohne Ende! Die Grundstückspreise im Keller! Und irgendwann, in zehn, fünfzehn Jahren, müsste ja auch mal wieder Frieden herrschen. Man dürfe keine Zeit verlieren, solange sich die Konkurrenz noch einfallig im Mischfonds-Hamsterrad abstrampelt. Jetzt schnell was in Aleppo kaufen, am besten gleich einen ganzen Straßenzug, sagt er, das bringt's doch. mmü.

Utopien sind doch so wichtig

Claudio Magris träumt in Berlin von mehr Phantasie

Gegen Ende des Jahres 1989, kurz vor dem Fall der Mauer, sagte Claudio Magris, habe er einmal mit einem Studenten gesprochen, der sehr aktiv an den Protesten gegen die DDR beteiligt gewesen sei. Und dann sei der Satz gefallen: „Aber ich weiß schon, die Mauer wird bleiben.“ Kurz darauf wurden beide eines Besseren belehrt.

Der Anlass aus dem der italienische Schriftsteller diese Geschichte jetzt in der italienischen Botschaft in Berlin erzählt, war der sechzigste Jahrestag der Römischen Verträge. Magris sprach in einem Moment, in dem der Glaube an die europäische Idee in vielen Köpfen zu schwinden scheint, über „Utopie und Entzauberung“. Der 1939 Geborene erzählte dabei zunächst vor allem aus seinem Leben, wie er, aus Triest kommend, in der Nähe des Eisernen Vorhangs lebte und es kaum begreifen konnte, wie eine Welt, die er als Kind immer selbstverständlich für zugänglich gehalten hatte, plötzlich vor ihm verschlossen worden sei – und es für Jahrzehnte bleiben würde. Wie er in der Schule im Deutschunterricht nicht nur die Sprache kennenlernte, sondern die ganze Kultur und Literatur und auf einmal dachte: „Das bin ja ich.“ Und sich so sehr mit diesem Land zu identifizieren begann, dass er nun über Deutschland sprechen könne wie über Italien: „Im Schlechten und im Guten.“

Man denkt dann gleich an heute, daran, dass der Gedanke, wie schön es sein kann, sich dem Anderen nah zu fühlen, verlorenzugehen scheint, weil das Andere häufig nur noch als Bedrohung wahrgenommen wird. Dass die Welt nun wieder in immer kleinere Teile zu zerfallen droht. Magris sagt, genau in solchen Situationen halte er Utopien für so wichtig. Nicht die bis in die Extreme ideologisch aufgeladenen Utopien des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern solche, die die Phantasie anregen, die uns zu Veränderung treiben. Es könne doch gar keine Zukunft geben, ohne die Lust an der Utopie. Denn, und hier erzählt er von jenem Gespräch mit dem Studenten aus der DDR: „Wer immer nur realistisch denkt, wird die Welt niemals begreifen.“ ANNA VOLLMER